

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Partizipation – notwendig vielfältig

„I'm in need of a savior...“ Die Frage nach Gott und dem persönlichen (Un-)Glauben in der stationären Jugendhilfe

Abstract

Welche Bedeutung hat der Glaube von Jugendlichen in heutiger Zeit? Kann er vielleicht gerade für junge Menschen, die mit komplexen Herausforderungen des Lebens belastet sind, eine Ressource sein? Von dieser Frage ausgehend hat der Autor ein Gespräch mit Jugendlichen geführt, die in der stationären Jugendhilfe leben. Deutlich wird, dass gerade junge Menschen die Institution Kirche bewusst ablehnen, sich in ihren Lebensthemen gleichzeitig aber existenzielle Fragen verbergen. Der Autor plädiert für einen offenen Religionsbegriff und zeigt ungewöhnliche Wege, mit Jugendlichen in einen Austausch über die großen Fragen des Lebens zu kommen. Abschließend werden Konsequenzen für den pädagogischen Alltag zusammengefasst.

How important is faith for adolescents today? Can it become a resource especially for young people struggling with the complex challenges of modern life? Taking the lead from this question, the author spoke to adolescents living in residential communities. It became clear that, although especially young people consciously reject the institutional church, they still encounter existential questions in many situations in life. The author pleads for a more open understanding of religion and reveals unusual ways to strike up conversations with adolescents about important life questions. In his closing remarks, the author summarizes the impact on everyday educational work.

1 Einleitung

„Heute haben wir [...] säkulare Antworten auf unsere Sinnfragen gefunden und das Gefühl, unser Leben selbst im Griff zu haben. Der Mensch der westlichen Moderne braucht keine höhere Instanz mehr, auf die er hofft, denen er sich ausliefert und die seine Weltsicht bestimmen.“¹

Diese direkten Worte verwendete der Philosoph Andreas Urs Sommer in einem Interview mit „Zeit Campus online“ im August 2017. Gleichzeitig spricht Martin Lechner im Abschluss-Symposium seines Forschungsprojektes *Religion in der Jugendhilfe* im Jahr 2009 davon, dass Religion auch immer da sei.² Weitere Autor*innen sprechen in die-

¹ Andreas Urs Sommer, „Eine Gesellschaft aus Atheisten könnte perfekt funktionieren“. Ein Interview mit Johanna Haag, 19.8.2017, <http://go.wvu.de/vtpps6> (Stand: 30.1.2020).

² Vgl. hierzu auch Andrea Gabriel, „... und Religion ist auch immer da“ Religiöse Spuren von Jugendlichen entdecken. Präsentation erster Ergebnisse der Fotostudie mit 14- bis 21-Jährigen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendsozialarbeit, in: Martin Lechner – Angelika Gabriel (Hg.), *Religionssensible Erziehung. Impulse aus dem Forschungsprojekt „Religion in der Jugendhilfe“* (2005–2008), München 2009, 64–68.

sem Zusammenhang vom sogenannten „Megatrend Religion“³. Mit Bezug zu diesen Positionen muss gefragt werden, welchen Stellenwert Religion, Glaube und Spiritualität in unserer heutigen Gesellschaft (noch) haben.

Insbesondere für Jugendliche stellt die Orientierung in einer Pluralität der weltanschaulichen Perspektiven und Möglichkeiten eine enorme Herausforderung dar. Sie werden damit konfrontiert, in einer Vielzahl von Entscheidungsmöglichkeiten, die ihr Leben maßgeblich prägen können, ihren je individuellen Weg finden zu müssen. Diese Freiheit bietet große Chancen, sofern sie von den Jugendlichen genutzt und gestaltet werden kann. Gleichzeitig birgt die Aufgabe, den eigenen Lebensweg immer wieder zu hinterfragen und zu überdenken, insbesondere in Bezug auf die Aneignung religiöser Lebensdeutungen, weitreichende Konsequenzen⁴, welche die Jugendlichen überfordern und in eine tiefe Lebenskrise bringen können. Und noch tiefergehend bleibt die Frage stehen, wie vor allem Jugendliche, die die Erfahrung gemacht haben, dass das Leben von schwerwiegenden Brüchen und Verletzungen geprägt sein kann, mit dieser Herausforderung umgehen.

1.1 Religion – ein großes Wort

Ein Blick in die Medien der Gegenwart erweckt den Eindruck, dass es *in* zu sein scheint, sich mit spirituellen Fragen zu beschäftigen. Doch wie ist dieser Eindruck unter der Perspektive zu beurteilen, dass sich gerade Jugendliche von der institutionellen Kirche distanzieren? Eine große Anzahl von Menschen sagt heute von sich selbst, dass sie atheistisch lebe und versteht darunter in erster Linie „ganz normal“ zu leben.⁵ Besonders Kinder und Jugendliche können gar nicht wissen, was sie in der Frage ihres persönlichen Glaubens vermissen sollten, da sie keine Vorstellung von dem haben, was ihnen fehlen könnte. In dieser Tatsache liegt eine große Gefahr, welche sich vor allem in aktuellen Jugendstudien zum Thema Religion abbildet. Sobald Jugendliche angeben, keiner Konfession anzugehören, gelten sie im Sinne einer Studie häufig als nicht religiös. Diese Herangehensweise verschließt den Weg für einen individuellen und subjektiven Glauben, weshalb sich der vorliegende Text an einem offenen und interpretativen Religionsbegriff, wie er bereits von Lechner und Gabriel verwendet wurde (siehe Abschnitt 3), orientiert. Dieser gliedert sich auf drei Ebenen in die Begrif-

³ Regina Polak (Hg.), *Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa*, Ostfildern 2002.

⁴ Vgl. Katharina Reitze – Carsten Gennerich, *Religiöse Offenheit und konfessionelle Bindungsschwäche. Zur religiös-kulturellen Situation junger Menschen im Kontext weltanschaulicher Pluralisierung am Beispiel von Jugendlichen in Einrichtungen der Jugendhilfe*, in: Martin Lechner – Norbert Dörnhoff – Stephan Hiller (Hg.), *Religionssensible Erziehung in der Jugendhilfe. Benachteiligte Kinder und Jugendliche in ihrer religiösen Entwicklung fördern*, Freiburg/Br. 2014, 13–31, hier 14.

⁵ Vgl. Tomáš Halík, *Mit der Hypothese Gott – oder ohne sie*, in: Anselm Grün – Tomáš Halík – Winfried Nonhoff (Hg.), *Gott los werden? Wenn Glaube und Unglaube sich umarmen*, Münsterschwarzach 2016, 57–76, hier 57.

fe *Existenz-, Transzendenz- und Konfessionsglaube*. Der Existenz- oder Lebensglaube meint im Kern, dass Religion eine „Dimension der Tiefe“ (Tillich) beinhaltet, die die Menschen in ihrem Innersten mit ihrem ganzen Herzen an- und berührt. Religion ist mit Paul Tillich gesprochen „im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes das, was uns unbedingt angeht“⁶. Der Transzendenz- oder Gottesglaube geht einen Schritt weiter und bezieht sich auf die Möglichkeit, dass es in der Welt einen Gott gibt, zu dem der Mensch in Beziehung treten kann. Der Konfessionsglaube nimmt den Gedanken einer Glaubensgemeinschaft auf und bezieht ihn auf die gesellschaftlich geprägten und objektivierbaren Sozialformen von Religionen. Eine strikte Unterscheidung ist in der Praxis jedoch nur bedingt umsetzbar. Dennoch bietet dieser Religionsbegriff die Möglichkeit, für die subjektiven Sinnkonstruktionen der Jugendlichen anschlussfähig zu sein, was die Chance beinhaltet, diese mit ihren Lebensthemen und in ihrer Lebenswelt anzusprechen. Er verdeutlicht zudem, dass Religion als interpretatives Phänomen im sozialen Austausch kommuniziert und diskutiert werden muss.

1.2 Säkularisierung, De-Institutionalisierung und Personalisierung von Religion?

Gerade Jugendliche, welche sich häufig an religiösen Vorgaben stören, die sie in irgendeiner Art und Weise maßregeln und einschränken könnten, halten gerne an einer Vorstellung fest, dass da vielleicht etwas ist, was sie in ihrem Leben begleitet – dass dieses Etwas aber nach ihren Vorstellungen funktionieren soll und ihnen die Freiheit für ihr Leben und ihre eigenen Entscheidungen nicht nehmen darf.

Die Frage, ob es in unserer Gesellschaft eine Wiederkehr oder gar einen Megatrend Religion gibt, lässt sich abschließend nicht beantworten und kann vorerst nur als ambivalentes Phänomen beschrieben werden. So steht neben großen Säkularisierungstendenzen die Tatsache, dass „Religion [...] besonders in ihren fundamentalistischen Ausprägungen wahrgenommen [wird]“⁷. Die mögliche Wiederkehr der Religion hat also in der Gesellschaft auch eine negativ geprägte und mit Ängsten besetzte Perspektive. Gleichzeitig gibt es eine lebensdienliche, gar funktionale Seite an der Religiosität, welche die Menschen gerne für sich annehmen möchten. Der „Markt der Heilsangebote“⁸, welcher Formen von Spiritualität zur Verfügung stellt, die bequem und freundlich sind, das Leben reicher machen und das eigene Ansehen stärken, ist gesellschaftlich sehr präsent.

Der Glaube hat sich vor allem in den privaten Bereich der Menschen verlagert und wird hier individuell gelebt. Wo er vor einigen Jahren noch institutionengebunden stattfand und praktiziert wurde, zeigt sich heute eine De-Institutionalisierung von Religion.

⁶ Paul Tillich, *Die Frage nach dem Unbedingten*, Gesammelte Werke, Band V, Stuttgart 1964, 40.

⁷ Ulrich H. J. Körtner, *Gottesglaube und Religionskritik*, Leipzig 2014, 19.

⁸ Tatjana Schnell, *Implizite Religiosität. Zur Psychologie des Lebenssinns*, Lengerich ²2009, 16.

Ob die Privatisierung des Glaubens eine Abkehr und ein Verlust von Religion und ihren Riten bedeutet oder ob gerade in dieser Veränderung vordergründig ein Wandel wahrzunehmen ist, welcher eine neue Form der Religiosität bildet, die die Menschen berührt, unbedingt angeht und lebendig ist, bleibt letztlich eine offene Frage. Diesen Wandel zu gestalten, wird nicht nur eine der aktuellen Herausforderungen der hauptamtlichen Mitarbeiter*innen der Kirchen, sondern der gesamten Gesellschaft sein.

Die Gefahr, die mit einer Privatisierung der Religiosität einhergeht, ist, dass allgemein zu wenig über Religion gesprochen wird, wodurch es besonders Jugendlichen schwerfällt, einen Zugang zu religiösen Bezügen zu bekommen. Doch gerade für junge Menschen sind Orientierungen, die Halt geben, besonders wichtig, denn Erwachsenwerden – sofern überhaupt eindeutig ist, was das bedeutet – scheint für Jugendliche zu einer der größten Herausforderungen der heutigen Zeit geworden zu sein.

2 Jugendliche Lebenswelten und Sinnentwürfe der heutigen Zeit

Während die Jugendphase vor einigen Jahren noch klar umrissen war und ihr typische Entwicklungsaufgaben zugesprochen wurden, welche in einem biografischen Moratorium (Erikson) bewältigt werden konnten und sollten, haben sich diese Herausforderungen, wie neue jugendsoziologische Perspektiven zeigen, weit in die sogenannte postadoleszente Phase, verschoben, die bis in das dritte oder auch vierte Lebensjahrzehnt hineinreicht⁹. Es kann also in diesem Zusammenhang nicht von einem klaren Jugendbegriff oder einer klar einzugrenzenden Jugendphase gesprochen werden.

Junge Menschen stehen mehr denn je vor der Herausforderung, ihr Leben selbst zu gestalten und zu verantworten. Bildungsangebote und -wege haben sich vervielfältigt, sodass die Grenzen zwischen Bildung, Arbeit und Freizeit zu verschwimmen scheinen. Der eigene Lebensentwurf wird somit immer wieder mit alternativen Lebenswegen konfrontiert, wodurch die jungen Menschen vor der Herausforderung stehen, ihre Entscheidungen zu hinterfragen und ihren individuellen Weg gegebenenfalls immer wieder neu auszurichten. In dieses Ausbalancieren werden auch religiöse Bezüge eingeschlossen, sodass Skrobanek/Solvejg festhalten: „[Die] Offenheit für Veränderungen, Neudefinitionen aber auch ‚flash backs‘ zu früher vorhandenen Perspektiven, Einstellungen und Handlungsmustern macht Jugend zu einem biographischen Lebensabschnitt, in dem einerseits subjektiv bedeutsame Beziehungen zu Religion hergestellt und andererseits diese Deutungen stark von sozialen Kontexten beeinflusst und ver-

⁹ Vgl. Walter Hornstein – Werner Thole, Jugend, in: Dieter Kreft – Ingrid Mielenz (Hg.), Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Weinheim und Basel 2013, 462–467, hier 463.

ändert werden.“¹⁰ Kann im undurchsichtigen Dschungel der Patchwork-Identitäten vielleicht auch gerade eine religiöse Identität und Wertbindung von tragender Bedeutung für Jugendliche sein?

Religion als Funktionssystem wird gerade von jungen Menschen nur noch als ein Bereich neben vielen anderen wahrgenommen. Während Religion vor vielen Jahren noch als das wesentliche Moment gesellschaftlichen Gelingens betrachtet wurde, stellt sie heute nur eine Möglichkeit unter vielen dar, die zu einem guten Zusammenleben der Menschen beitragen können.¹¹ Jugendliche beanspruchen daher für sich, ihre religiösen Fragen individuell zu deuten und mögliche Sinnangebote selbst zu wählen, ohne sich dabei an einem Gültigkeitsanspruch der Institution Kirche orientieren zu müssen. Diese Selbstkonstruktionen und -interpretationen gilt es ernstzunehmen, da sie in Bezug auf die individuelle Lebensgeschichte der jungen Menschen existenzielle Fragen aufwerfen und somit religiös bedeutsam sind.

Jugendliche Religiosität scheint sich im Diesseits verortet zu haben und lässt sich in erster Linie als implizite Religiosität beschreiben. Lebensthemen, insbesondere das Leben in zwischenmenschlichen Beziehungen, können bei jungen Menschen eine Form der Selbsttranszendenz eröffnen. Als ihre wichtigsten Sinnquellen benennen die Jugendlichen daher immer noch die Familie, ihre Freund*innen und das Leben in einer Partnerschaft.¹² Alle drei Kategorien werden getragen durch den großen Begriff der Liebe, welcher nach wie vor den Kern jugendlicher Lebensthemen ausmacht. Die persönlichen Beziehungen stehen dabei im Mittelpunkt des konkreten Erlebens. Sie geben den Jugendlichen Halt, Geborgenheit, Verlässlichkeit, Zuwendung, werden durch bestimmte Umgangsformen ritualisiert und stärken so die Persönlichkeit und das gemeinsame Zugehörigkeitsgefühl.¹³

Weiterhin steht die (Selbst-)Darstellung der Religiosität im Jugendalter in enger Verbindung mit den allgemeinen Entwicklungsaufgaben, die die Jugendlichen zu bewältigen haben¹⁴, was die Individualisierung jugendlicher Religiosität erneut unterstreicht. Diese Entscheidungsmöglichkeiten und die sich daraus ergebenden Handlungsnotwendigkeiten beinhalten die Chance und das Risiko, dass „Religion [...] in modernen Gesellschaften einerseits [...] zur Quelle von Einzigartigkeitsentwürfen und somit zum Ausdruck kultureller Identität und Differenz werden, andererseits kann sie aber auch

¹⁰ Jan Skrobánek – Solvejg Jobst, Religion und Religiosität von Jugendlichen, in: Ronald Lutz – Doron Kiesel (Hg.), Sozialarbeit und Religion. Herausforderungen und Antworten, Weinheim – Basel 2016, 119–134, hier 119.

¹¹ Vgl. Hans-Georg Ziebertz – Ulrich Riegel, Letzte Sicherheiten. Eine empirische Untersuchung zu Weltbildern Jugendlicher, Gütersloh 2008, 132f.

¹² Vgl. Schnell, Implizite Religiosität (s. Anm. 8) 87f.

¹³ Vgl. ebd., 100.

¹⁴ Vgl. Hans Streib – Carsten Gennerich, Jugend und Religion. Bestandsaufnahmen, Analysen und Fallstudien zur Religiosität Jugendlicher, Weinheim – München 2011, 18.

zu einem Stigma werden, wenn z.B. unterstellt wird, dass sie mit säkularen oder modernen Lebensmodellen unvereinbar sei¹⁵.

Letzteres führt daher gerade bei jungen Menschen häufig zu einer entschiedenen Ablehnung religiöser Deutungsmuster. Das Angebot einer Gottesbeziehung wird in den wenigsten Fällen konkret wahrgenommen, da „Erfahrungen von Gottesnähe, Zugehörigkeit und Geborgenheit [...] selten unmittelbar erlebt [werden]; hier stehen die ‚Mittler‘ und ‚Vermittlungsrituale‘ im Vordergrund“¹⁶.

Mit Bezug zu der stationären Jugendhilfe muss also konkret die Frage gestellt werden, welche Bedeutung Religiosität für Kinder und Jugendliche hat, die nicht immer die Erfahrung machen konnten, dass Beziehung und Geborgenheit tragende und haltende Elemente des Lebens sind. Und gleichzeitig werden die pädagogischen Fachkräfte vielleicht gerade an diesen Orten mit einer neu aufkommenden Präsenz von Religion konfrontiert. So sind es häufig die Kinder und Jugendlichen selbst, die implizit religiöse Fragen thematisieren und so die pädagogischen Fachkräfte zu einer Auseinandersetzung mit diesem Fragehorizont herausfordern.¹⁷

3 Religiosität in der stationären Jugendhilfe

Auch im Bereich der stationären Jugendhilfe gewinnt der Faktor Religiosität zunehmend an Bedeutung. Die Praxis zeigt hinsichtlich des Umgangs mit diesem Phänomen im Wesentlichen aber lediglich eine Form der Aus- oder Überblendung. Nauerth et al. halten daher fest, dass Religiosität in der professionellen Praxis auf der einen Seite, häufig aus Unkenntnis, übersehen oder bewusst dethematisiert wird. Auf der anderen Seite aber, besonders wenn es um Menschen mit Migrationshintergrund geht, übertrieben hervorgehoben und unreflektiert mit Bedeutung aufgeladen wird, was dazu führt, dass das scheinbare Wissen über die „Fremden“, welches letztlich aber nur Stereotyp verdichtet ist, Handlungssicherheit im Umgang mit „dem Anderen“ verspricht.¹⁸ Darin liegt eine tiefe Tragik, welche im übertriebenen Wunsch, die Klientel *ganz* zu verstehen, ohne mit ihr bewusst das Gespräch zu suchen, ihren Höhepunkt findet. „Denn nicht zuletzt erweist sich Religionssensibilität als eine Fähigkeit, die in gewisser Hinsicht flexibel, offen und dynamisch bleiben muss, die es verstehen muss, mit Kontingenzen und Aporien in der Praxis der Sozialen Arbeit konstruktiv umzugehen.“¹⁹

¹⁵ Christel Gärtner, Religiöse Identität und Wertbindungen von Jugendlichen in Deutschland, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 65 (2013), 211–233, hier 214.

¹⁶ Schnell, Implizite Religiosität (s. Anm. 8) 103.

¹⁷ Vgl. Matthias Nauerth u.a. (Hg.), Religionssensibilität in der Sozialen Arbeit. Positionen, Theorien, Praxisfelder, Stuttgart 2017, 12.

¹⁸ Vgl. ebd., 12f.

¹⁹ Ebd., 25.

Um nachfolgend den Blick auf den Faktor „Religion“ in der stationären Jugendhilfe zu richten, braucht es zunächst eine kurze Darstellung eben dieses Handlungsfeldes.

Die stationäre Erziehungshilfe bezieht sich auf § 34 SGB VIII und ist dadurch gekennzeichnet, „dass der junge Mensch über Tag und Nacht außerhalb der Familie untergebracht ist und seine Betreuung und Erziehung durch professionelle Fachkräfte in Einrichtungen erfolgt“²⁰. Eine solche Hilfeform wird gewährt, wenn eine dem Wohl des Kindes dienende Erziehung nicht gewährleistet und die Maßnahme für die Entwicklung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit geeignet und notwendig ist (vgl. §1 SGB VIII in Verb. mit § 27 SGB VIII). Die Ziele der stationären Jugendhilfe lassen sich aus § 34 SGB VIII ableiten und beziehen sich in erster Linie auf die Vorbereitung zur Rückkehr in die Herkunftsfamilie. Ist eine Rückführung in die eigene Familie nicht möglich, soll die Erziehung und das Leben in einer anderen geeigneten Familie angestrebt oder eine Lebensform, die auf längere Dauer angelegt ist und die jungen Menschen in ein selbstständiges Leben begleitet, vorbereitet werden (vgl. § 34 SGB VIII).

Konkret bedeutet dies, dass die Jugendlichen, die in der stationären Erziehungshilfe aufwachsen, zumindest eine Zeit ihres Lebens außerhalb ihrer Herkunftsfamilie verbringen. Sie werden durch professionelle Fachkräfte begleitet, die für sie im Laufe der Zeit zu wichtigen Bezugspersonen werden können. Heilpädagogisch gesprochen findet die Gestaltung der Beziehung innerhalb des Kontextes der stationären Jugendhilfe unter *erschweren Bedingungen* statt.²¹ Häufig müssen die Kinder und Jugendlichen erst Schritt für Schritt ein Grundvertrauen in Beziehungen und zum Leben zurückgewinnen, da sie in der Vergangenheit die Erfahrung gemacht haben, dass Beziehungen zerbrechen und Familie und Liebe letztlich etwas Verletzendes mit sich bringen können.

Mit Blick auf die Ausgangsfrage, welche Bedeutung die Religiosität in der stationären Jugendhilfe hat, muss auf den Artikel von Lütke-meier verwiesen werden. Die Autorin beschreibt eine Untersuchung zur Frage, ob Religiosität und Spiritualität protektive Faktoren in der Heimerziehung sein können und inwiefern diese als Ressourcen zur Stärkung der Resilienz von Jugendlichen genutzt werden können oder bereits werden.²² Die Studie zeigt in ernüchternder Weise, „dass ein Bewusstsein für Religiosität und Spiritualität als protektive Faktoren und eine entsprechende Auseinandersetzung damit kaum vorhanden [ist]“²³. Wenngleich Religiosität und Spiritualität in der Fachli-

²⁰ Johannes Münder – Thomas Trenczek, Kinder- und Jugendhilferecht. Eine sozialwissenschaftlich orientierte Darstellung, Baden-Baden ⁸2015, 174.

²¹ Vgl. Paul Moor, zit. in: Urs Haeblerlin, Grundlagen der Heilpädagogik, Bern 2005, 11.

²² Vgl. Hildegard Lütke-meier, Religiosität und Spiritualität als protektive Faktoren in der Heimerziehung? Untersuchung zur Resilienzstärkung in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe, in: Unsere Jugend 66 (2014) 6–18, hier 8.

²³ Ebd., 17.

teratur als resilienzfördernde Faktoren identifiziert wurden²⁴, bleiben sie im Kontext der stationären Jugendhilfe weitgehend unbeachtet.

In Deutschland gab es bisher zwei große Untersuchungen zur Frage des persönlichen Glaubens von Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe. Zum einen das Projekt „Religion in der Jugendhilfe“ (2005–2008), das vom Lehrstuhl für Jugendpastoral der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos unter der Leitung von Martin Lechner und Angelika Gabriel durchgeführt wurde. Zur Weiterarbeit an der Thematik findet seitdem jährlich eine Werkstatt „Religionssensible Erziehung“ im Jugendpastoralinstitut Don Bosco statt, bei der aktuelle Forschungsfragen und praxisbezogene Handlungsansätze von Fachkräften aus der Jugendhilfe diskutiert und weitergedacht werden. Der besondere Schwerpunkt dieses Projektes lag auf einer qualitativen Fotostudie, mittels derer ein Zugang zu religiösen Spuren im Leben der Jugendlichen gefunden werden sollte. Grundlage ist die Annahme, dass die jungen Menschen trotz ihrer Sprachlosigkeit eine Menge zu sagen haben. Mithilfe der qualitativen Fotomethode konnte ein Zugang zu den individuellen Lebensthemen der Jugendlichen gefunden werden. Die jungen Menschen haben durch ihre selbst gemachten Bilder die Möglichkeit bekommen, von dem zu erzählen, was sie unbedingt angeht. Die Auseinandersetzung mit den gemachten Bildern verdeutlicht, dass sich häufig hinter vermeintlich nicht-religiösen Themen eine Form impliziter Religiosität verbirgt.

Das zweite Projekt zum Thema war das Projekt „Religions- und Kultursensibilität“ des Rauhen Hauses, welches im Zeitraum von 2012 bis 2014 in Zusammenarbeit mit der Akademie der Weltreligionen der Universität Hamburg durchgeführt wurde und schwerpunktmäßig die Frage behandelte, „ob und wie der persönliche Glaube der Jugendlichen als Kraftquelle in ihrem Leben wirkt und wie [die pädagogischen Fachkräfte] diese Ressource stärken können“²⁵.

Die Autor*innen dieses Projektes verwiesen auf den Zusammenhang von Musik und existenziellen Fragen. Eine aus dem Forschungsprojekt resultierende Wahrnehmung ist, dass junge Menschen durch das Hören ihrer Lieblingsmusik in besonderer Weise ihre großen Fragen ausdrücken können. Eben diese Wahrnehmung wurde zum methodischen Kern des vorliegenden Artikels.

²⁴ Vgl. Corina Wustmann, Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern, Berlin ⁶2016.

²⁵ Michael Tüllmann – Sylke Kösterke, Religions- und Kultursensibilität. Ein Schwerpunkt der ressourcenorientierten Pädagogik des Rauhen Hauses, 2014, 2, <http://go.wwu.de/2p86n> (Stand: 30.1.2020).

4 Musik als Möglichkeit, die Sprachlosigkeit zu überwinden?

Musik ist für junge Menschen eine alltägliche Begleiterin ihres Lebens, zu der sie über das bloße Konsumieren hinaus eine emotionale Beziehung aufbauen können.²⁶ Viele Jugendliche nutzen *ihre* Musik zur persönlichen Gefühlsregulierung, um beispielsweise positive Gefühle zu verstärken oder negative abzuwenden. Mit der Musik gelingt es ihnen, in eine eigene Traumwelt einzutauchen, um so für einen kurzen Moment dem Alltag zu entfliehen, sich abzulenken und möglicherweise sogar Probleme zu bewältigen. Auf einer pädagogischen Ebene kann Musik genutzt werden, um einen Zugang zu den Jugendlichen zu bekommen. Die Jugendlichen verstehen ihre Musik mit einer subjektiven Bedeutung und eben diese kann zum Gegenstand eines gemeinsamen Gesprächs gemacht werden. Die für diesen Artikel befragten acht Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 21 Jahren erhielten so die Chance, mithilfe ihres Liedes in ihrer Sprache von dem zu erzählen, was ihnen im Leben wichtig ist.

Bevor nun abschließend die Ergebnisse aus den Gesprächen und die daraus abgeleiteten Konsequenzen für den pädagogischen Alltag vorgestellt werden, sollen zunächst ein paar der Jugendlichen selbst zu Wort kommen.

Ähnlich, wie es Lütke-meier in ihrer Untersuchung beschrieben hat, haben alle acht befragten Jugendlichen berichtet, dass Religion und Glaube kein Thema innerhalb ihrer Wohngruppe sei. Wenngleich kurze Beschreibungen von dem Besuch eines Weihnachtsgottesdienstes oder der Besichtigung einer Kirche geschildert wurden, betonte jede*r der Befragten, dass dies für sie*ihn keine persönliche Bedeutung habe. Gleichzeitig zeigte sich im Laufe des Gesprächs bei den jungen Menschen eine Suche nach Sinn in ihrem eigenen Leben. Dies wurde besonders bei den existenziellen Themen deutlich, die im Wesentlichen durch die Begriffe „Familie“ und „Freundschaft“ sowie der Frage nach der eigenen Zukunft und nach persönlichen Träumen getragen sind. So berichtete ein Jugendlicher mithilfe seines Liedes (welches im Übrigen zum Titel dieses Artikels wurde) über seine persönliche Familiengeschichte.

„Ja früher wars halt so äh meine Eltern haben sich halt wo ich klein war halt getrennt [hm] sich halt sehr gestritten und seitdem hab ich dann meine Mutter nicht mehr gesehen [hm] da war ich halt ähm ah sag ich mal geschockt/ konnte ich nicht klar denken was ich jetzt tun sollte/ bin ich halt dann im Heim gewesen mit 11 ungefähr [hm] und ja da hatte ich dann seit dem keinen Kontakt. Dann mit 12 hatte ich Kontakt mit meinem Vater das war aber auch nur kurz zurzeit.. dann wars halt ähm.. dramatisch erstmal [hm] weil ähm ich wusste nicht/ also weil ich nicht dach/ also genau wusste was da jetzt los war [hm] ähm wo ich dann 12 geworden bin also ganz genau ähm sollte ich mir ne Gruppe aussuchen wo ich dann hinziehen sollte [hm] hm was ich dann gemacht habe ... ja seitdem ist das noch so geblieben und ja“

²⁶ Vgl. Stefanie Seewald, *Jugendkultur. Eine Herausforderung für die Sozialarbeit*, 2003, 28, <http://go.wwu.de/ehsql> (Stand: 30.1.2020).

Wenn nun der Liedtext in den Blick genommen wird, so könnte der Eindruck entstehen, dass der Jugendliche durch die Musik die Möglichkeit bekommen konnte, all das auszudrücken, was er wohlmöglich niemals ausgesprochen hätte. Übersetzt heißt es da:

Ich brauche einen Retter, aber ich frage nicht danach ...
 Mein ganzes Leben, habe ich mich gefühlt wie eine Last.
 Ich denke zu viel nach und ich hasse es.
 Ich bin so daran gewöhnt, falsch zu sein, ich bin müde von der Belastung.
 Liebe gab mir nie ein Zuhause, also sitze ich besser hier in der Stille.

Bei der konkreten Frage nach Gott oder dem Glauben an eine höhere Macht (Transzendenzglaube) schienen viele der befragten Jugendlichen ins Nachdenken zu kommen. Während drei Jugendliche einen Glauben an eine höhere Macht für sich absolut ausschließen wollten, haben die anderen fünf Interviewpartner*innen ihre Unsicherheit formuliert.

„Puh ... manchmal also ... manchmal denke ich das so halt wenn ich alleine bin [hm] dann überlege ich echt manchmal ob das so/ ob ich da / also alleine bin.“

Im Gespräch erzählten die Jugendlichen von dieser Unsicherheit und berichteten auch von Erfahrungen, in denen sie vor allem eine Gottesferne gespürt und sich verlassen gefühlt haben.

„Es gab mal Zeiten wo ich wirklich daran geglaubt habe aber es gab auch wieder Zeiten wo ich schon wirklich dachte von wegen ja ne jetzt ist alles so scheiße da kann gar nichts sein [hm] und ja. [...] Ich weiß es nicht also es wird ja immer gesagt ja Gott wacht über einen und passt auf einen auf und irgendwie dann und ja unterstützt einen vielleicht auch irgendwie in mancher Hinsicht aber wo es mir gar nicht gut ging und so weiter habe ich einfach keine Unterstützung bekommen und ja niemand war sozusagen für mich da irgendwie so und [hm] da dachte ich mir so ja da fehlt irgendwas da kann nichts mehr sein.“

Was könnte man diesem Mädchen anderes sagen, als dass sie Recht hat? Wenn sie diese Situation als so „scheiße“ erlebt hat, dann ist es nur allzu verständlich, dass sie in diesen Momenten an der Existenz einer transzendenten Wirklichkeit zweifelt. Das Mädchen hat beschrieben, an welchen Gott sie nicht mehr glauben kann: an einen allmächtigen, immer gütigen Gott, der den Menschen hilft und kein Leid zulässt. Es geht darum, dass das Mädchen durch das Formulieren ihrer Zweifel eine Möglichkeit bekommen konnte, von dem zu erzählen, woran sie gerne glauben würde, es aufgrund der Umstände aber gerade nicht kann. Das Sprechen über den eigenen Unglauben scheint die Sprachfähigkeit in Bezug auf eine transzendente Wirklichkeit zu fördern.

In Bezug auf den Konfessionsglauben äußerten die Jugendlichen vermehrt Kritik an der Institution Kirche und machten deutlich, dass sie offiziell zwar beispielsweise katholisch seien, persönlich aber keinen Bezug zur Kirche mehr hätten und vor allem vielen Entscheidungen der Kirche mit großem Unverständnis begegnen würden.

Und gleichzeitig gab es Momente wie diese: Ein Jugendlicher berichtete von seiner Zeit in der „Drogenszene“. Als er die Szene unbedingt verlassen wollte, habe er zum ersten Mal richtig gebetet: „Hm ja das äh als ich noch in dieser Drogenszene drin war und da raus wollte dann hab ich zum ersten Mal so richtig gebetet und hatte danach nen besseres Gefühl so [okay] ja.“

Menschen scheinen in existenziellen Notsituationen manchmal ihren Weg zu Gott zu finden. Der Jugendliche hat sich nach dem Ausstieg aus der Drogenszene entschieden, sich taufen zu lassen. Er bete jetzt täglich bei einer warmen Mahlzeit und bevor er nachts schlafen gehe. Man könnte sagen, dieser Jugendliche scheint jeden einzelnen Tag unter den Segen Gottes zu stellen, denn er hat die Erfahrung gemacht, dass Gott in sein Leben getreten ist, dass er ihn auf seinem Weg begleitet.

5 Konsequenzen für den pädagogischen Alltag

Die nachfolgend dargestellten Konsequenzen für den pädagogischen Alltag sind das Ergebnis einer Zusammenarbeit der Werkstatt „Religionssensible Erziehung“ vom Juli 2018, bei der der Autor dieses Artikels als Referent eingeladen wurde und gemeinsam mit einer Expert*innengruppe von in der Praxis tätigen Fachkräften das Thema vorstellte und diskutierte. Im Vordergrund steht die Frage der Umsetzung in den pädagogischen Alltag sowie der Anschlussfähigkeit an die Lebenswelt der Jugendlichen.

5.1 Menschen, die von Gott und dem Leben erzählen

„An Gott glauben kann ich nur über Menschen [...] Eine andere Möglichkeit gibt es nicht, weil der Gott, an den ich glaube, keine andere Stimme hat als die von Menschen. Menschen machen ihn existent und lebendig. Und nur wenn ich auf sie höre, kann ich Gott verstehen.“²⁷ Aus diesem Zitat geht hervor, dass es Menschen braucht, die bereit sind, von Gott und dem Leben zu erzählen. Was zunächst banal, unspezifisch und vor allem wenig operationalisierbar klingen mag, meint im tiefsten Kern, dass es Menschen braucht, die in der Lage sind, über ihren (Un-)Glauben zu sprechen. Die eigene Gottesvorstellung kann sich nur im sozialen Austausch weiterentwickeln.

²⁷ Martin Lechner, Religionssensible Erziehung – eine passende Antwort auf die „neue religiöse Situation“ und eine angemessene Aufgabe für (katholische) Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfe, in: ders. – Norbert Dörnhoff – Stephan Hiller (Hg.), Religionssensible Erziehung in der Jugendhilfe. Benachteiligte Kinder und Jugendliche in ihrer religiösen Entwicklung fördern, Freiburg/Br. 2014, 55–65, hier 59.

Dafür ist es notwendig, dass die pädagogischen Fachkräfte in der Lage sind, für sich selbst auf diese Frage zu antworten oder zumindest die eigene Unsicherheit zur Sprache zu bringen. Es braucht Menschen, die von ihren eigenen Gotteserfahrungen (auch denen der eigenen Gottesferne!) erzählen, damit die Jugendlichen diese Erfahrungen mit ihren eigenen in Beziehung setzen können.

Damit die pädagogischen Fachkräfte aber von ihrem Leben und auch von ihren Glaubensvorstellungen erzählen können – ja, damit die Jugendlichen überhaupt zuhören –, müssen diese für sie „attraktive“ Menschen sein. Attraktiv meint hier keine äußerliche Attraktivität, sondern vielmehr die Tatsache, dass die Fachkräfte für die Jugendlichen auf eine Art und Weise interessant sein müssen. Dieses Interesse kann durch die eigene Biografie geweckt werden, die den Jugendlichen die Möglichkeit gibt, ihren eigenen Lebensentwurf mit dem des*der Pädagog*in zu vergleichen und in Beziehung zu setzen sowie darin auf Spurensuche zu gehen nach Dingen und Entscheidungen, die sie persönlich ansprechen.

5.2 Den Un-Glauben umarmen

In den Gesprächen mit den Jugendlichen zeigte sich deutlich, dass sie häufig unbewusst über das gesprochen haben, woran sie nicht glauben können. Gleichzeitig verbirgt sich hinter ihren Äußerungen im Umkehrschluss eine Vorstellung davon, wie sie sich Gott wünschen würden. Es geht also darum, sowohl den eigenen Unglauben wie auch den der Jugendlichen wahrzunehmen, wertzuschätzen, zu würdigen, herauszufordern, zu begleiten – ja, zu umarmen. Das Zweifeln zuzulassen sorgt letztlich dafür, dass der eigene Glaube wachsen und reifen kann. Die Erzählungen der Jugendlichen, ihr Denken und ihre Argumente müssen ernst genommen werden – denn letztlich sind es Argumente, die uns selbst nicht fern sind. Durch die Konfrontation mit dem Unglauben der Jugendlichen wird auch der Unglaube der pädagogischen Fachkräfte berührt – daraus kann ein Gespräch entstehen, ohne vorweggenommene Antworten, mit offenen Fragen und offenem Ausgang. Über das zu sprechen, woran wir nicht glauben können, ermöglicht einen Austausch über das, woran wir in unserem Leben gerne glauben würden.

5.3 Religiöse Zumutungen wagen

Eine weitere Konsequenz für den pädagogischen Alltag bezieht sich auf die Haltung, Jugendliche mit religiösen Fragestellungen und Themen konfrontieren zu dürfen. Es braucht die Erfahrung, dass es überhaupt lohnend ist, tiefergehende Fragen zu stellen. Gerade in Zeiten subjektiver Patchwork-Religionen ist der Austausch über das, was den Menschen Halt gibt, notwendig. Es darf den Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe also zugemutet werden, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Wichtig ist hier eine Auseinandersetzung, bei der es kein „richtig“ oder „falsch“ gibt, sondern

vielmehr Räume geschaffen werden, in denen über den eigenen (Un-)Glauben nachgedacht und gesprochen werden darf. Doch in welchem Rahmen können Jugendlichen religiöse Fragen zugemutet werden und was bedeutet es überhaupt, Erfahrungsräume zu schaffen? Was sollen die Jugendlichen hier erfahren?

5.4 Erfahrungsräume schaffen

Einerseits brauchen die Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe (und alle anderen Jugendlichen übrigens auch) Menschen, die lebendig und authentisch von ihrem Glauben erzählen können. Gleichzeitig brauchen sie die Möglichkeit, überhaupt die Erfahrung machen zu können, dass da vielleicht „mehr“ sein könnte.²⁸ Diese Räume können im wahrsten Sinne des Wortes Räume innerhalb der Wohnung sein, die gut erreichbar und offen sind. Es kann beispielsweise die Frage gestellt werden, ob es einen Ruheraum, Meditationsraum oder Ähnliches innerhalb der Wohngruppe gibt, in dem die Jugendlichen die Möglichkeit haben, etwas Abstand vom Alltag zu gewinnen und innerlich ruhiger zu werden. Zudem sollte es möglich sein, ihnen inhaltliche Impulse anzubieten, die sie in ihrer derzeitigen Lebenssituation ansprechen könnten. Und gleichzeitig sind mit Erfahrungsräumen auch ortsungebundene Momente gemeint, wie beispielsweise das Angebot zum Gespräch mitten im Alltag – im lockeren „Vorbeigehen“ oder beim kurzen „Verweilen“.

Darüber hinaus sollte der Jugendhilfeträger gut mit den Strukturen des Sozialraums vernetzt sein, um den Jugendlichen ein Angebot vor Ort ermöglichen zu können. Hierzu zählen beispielsweise Jugendgruppen von Kirchengemeinden, Sportvereine und weitere Freizeitaktivitäten.

Wo besteht in der Wohngruppe ein Raum für Dankbarkeit und wofür hätten die Jugendlichen darüber hinaus gerne persönliche (Zeit-)Räume? Konkrete Erfahrungen könnten bei einer gemeinsamen Pilgerreise, der Einladung einer außenstehenden Person in die Wohngruppe, die von ihrem Leben erzählt, oder auch der bewussten Gestaltung der Jahreszeiten und religiösen Festtage angeboten werden.

5.5 Musik als ...

Egal, wie fremd den pädagogischen Fachkräften der Musikstil der Jugendlichen sein mag – Musik bietet für die jungen Menschen die Möglichkeit zur Entschleunigung. Und gleichzeitig kann sie auch einfach nur Selbstzweck sein, ohne eine höhere Absicht zu verfolgen. So berichteten ein paar Jugendliche in den Interviews davon, dass sie dieses Lied einfach gut finden, weil es sich schön anhören würde. Es geht darum, die Lieder der jungen Menschen nicht zu bewerten, wenngleich die eigene Befindlichkeit beim Hören der Musik Raum bekommen darf. Es geht letztlich darum, den Jugendli-

²⁸ Vgl. Schnell, Implizite Religiosität (s. Anm. 8) 98f.

chen zu zeigen, dass da jemand ist, der im wahrsten Sinne des Wortes zuhört. Auch methodisch lässt sich die Musik in den Alltag einer Wohngruppe integrieren. So wäre es beispielsweise denkbar, eine Gruppenplaylist zu erstellen, indem jede*r Jugendlichen das eigene Lieblingslied anonym hinzufügt. In einer gemütlichen Abendatmosphäre könnte sich die Gruppe die Playlist gemeinsam anhören und darüber ins Gespräch kommen. So könnten die Lieder und die Gruppenplaylist nach und nach mit einer subjektiven Bedeutung aufgeladen werden.

Die Musik der Jugendlichen fordert die pädagogischen Fachkräfte zu einer Reaktion heraus. In einem passenden Moment die jungen Menschen zu fragen, warum sie dieses Lied gerne hören, was ihnen daran gefällt und worum es in dem Text geht, kann Türen öffnen. Häufig steckt deutlich mehr dahinter, als auf den ersten Blick sichtbar ist.

6 Fazit: „Ubi caritas et amor, Deus ibi est“

Die vorliegende Ausarbeitung hat eines deutlich gezeigt: Der subjektive Glaube der Jugendlichen ist bedeutsam für ihr eigenes Leben – es kommt nur darauf an, wie danach gefragt wird. Im Lauf der Gespräche wurde bei vielen Interviewpartner*innen deutlich, dass sie bisher nur selten über das Thema Glaube gesprochen haben oder überhaupt danach gefragt wurden. Unabhängig von jeglichen Begrifflichkeiten steht fest, dass die Jugendlichen im Lauf ihres Lebens beginnen, tiefergehende Fragen zu ihrer Existenz zu stellen. Der Fragehorizont wächst und die individuelle Suche nach dem Sinn des eigenen Lebens braucht in der Fülle der Möglichkeiten eine haltgebende Orientierung. Und dann braucht es vor allem das Erlebnis, dass da Menschen sind, die die Jugendlichen begleiten, denn „nur auf dem Boden zwischenmenschlicher Beziehungen kann eine personale Beziehung zu Gott wachsen“²⁹. Wenn zwischenmenschliche Beziehungen zerbrechen, ist es nicht verwunderlich, dass damit auch die Hoffnung und der Glaube an einen Gott, der die Menschen in ihrem Leben begleitet, zerbrechen.

Viele Jugendliche berichteten davon, dass sie vor allem an ihre Mitmenschen glauben, da sie das Handeln eben dieser konkret in ihrem Leben erfahren haben. Sie erfahren es als liebevolles Handeln. Auch das Wirken der pädagogischen Fachkräfte können die Jugendlichen konkret im Alltag erleben. Sie bringen dies zwar nicht in Verbindung mit Gott und es sei an dieser Stelle auch dahingestellt, inwieweit die Mitarbeiter*innen ihr eigenes Handeln mit dem Wirken Gottes in Zusammenhang bringen – es geht einzig und allein darum, dass die Jugendlichen die Erfahrung machen, in der Ambivalenz des Lebens begleitet zu werden und ihre großen Fragen stellen zu dürfen.

²⁹ Lechner, *Religionssensible Erziehung* (s. Anm. 27) 59.

Es gibt abschließend kein Patentrezept für die richtige Herangehensweise an die individuelle Sinnsuche der Jugendlichen. Festzuhalten bleibt: Es darf gefragt werden, es muss ausprobiert werden, es muss zugehört werden, es darf zugemutet werden und letztlich steht an allem Anfang immer auch das Hineinhören in die eigene Seele. „Ubi caritas et amor, Deus ibi est – wo die Güte und die Liebe sind, dort ist Gott. Wo zwischen den Menschen die Liebe herrscht, dort geschieht Gott.“³⁰ Das können die Jugendlichen in ihrem Leben konkret erfahren – und hierüber kann, darf und muss gesprochen werden.

| |
|---|
| Lukas Kleine-Böse Heilpädagoge B.A., Sozialpädagoge M.A. Lukas03k12b91(at)gmail(dot)com |
|---|

³⁰ Tomáš Halík, Der Weg in die Tiefe, in: Anselm Grün – Tomáš Halík – Winfried Nonhoff (Hg.), Gott los werden? Wenn Glaube und Unglaube sich umarmen, Münsterschwarzach 2016, 109–122, hier 115.